

## Indien und Deutschland – Die postorientalistische Neuerfindung einer Kulturbeziehung

Von Reinhold Grünendahl<sup>1</sup>

Das Festival *Import Export / Cultural transfer / India, Germany, Austria* vom 11.–14.8.2005 im Berliner Haus der Kulturen der Welt bot eine bunte Themenpalette zum Kulturaustausch zwischen Indien und dem deutschsprachigen Raum, wobei auch die Schweiz in mancher Hinsicht inbegriffen war. Der Rückblick der verdienten Fernsehjournalistin Navina Sundaram auf ihre langjährige Tätigkeit für den NDR und ihre denkwürdigen Anmerkungen zur schwindenden politischen Relevanz der Indien-Berichterstattung im *ARD-Weltspiegel* (vorab im *taz*-Magazin veröffentlicht) standen neben Beiträgen, die sich in ihrer Trivialität durchaus mit manchen *Weltspiegel*-Beiträgen neueren Datums messen können. Anschaulicher Beleg dafür war ein Dokumentarfilm über die Automarke DaimlerChrysler als Projektionsfläche für die Vorstellungen der indischen Mittel- und Oberschicht von Status, Luxus, »Deutschland«, »kolonialem Erbe« und manch anderem. Den Rahmen für die sprunghaften Interviewsequenzen mit Firmenvertretern, Bollywood-Produzenten, distinguierten Besitzern sterngeschmückter Gefährte usw. bildet der gänzlich ungefilterte Gedankenausstoß der indischen Drehbuchautorin Urmi Juvekar, während sie mit sichtlicher Begeisterung einen silbernen Mercedes über die Stadt- und Landstraßen Westindiens steuert. Nebenher quälte sie sich (und zumindest einen Zuschauer) mit der Suche nach Einfällen, wie man einen Mercedes in einem Bollywood-Film plazieren könnte, die sie schließlich – aus nachvollziehbaren Gründen – allesamt als unbrauchbar verwarf. Die überraschende Heilsbotschaft der zumindest mit Selbstbewußtsein begnadeten Autorin: „Ein Mercedes ist etwas Negatives! Strebt nicht nach etwas so Profanem, strebt nach Beziehungen, Freundschaft (...)“. Das Fazit der beiden deutschen Dokumentarfilmerinnen Merle Kröger und Dorothee Wenner, die für den Streifen verantwortlich zeichnen und zugleich als Kuratorinnen des Festivals und Mitherausgeberinnen des Begleitbandes auftreten: „Die Projektionen auf Indien sind seit Jahrhunderten von modischen Phasen geprägt, die zwischen Faszination und Abscheu schwanken. So oder so: Eine Auseinandersetzung mit indischen Perspektiven auf die Realität wurde selten gesucht. Letztendlich legt die deutsche Wahrnehmung Indiens vor allem die eigene Egozentrik offen.“ Daß die beiden Autorinnen ganz nebenbei Deutschland zu einer „ehemaligen Kulturnation“ erklären, mag durchaus seine Berechtigung haben, wenn auch vielleicht nicht in dem von ihnen gemeinten Sinne.

Auf diesem Festival sollten also gleich mehrere Jahrhunderte deutsch-indischer Kulturbeziehungen zur Disposition gestellt werden, die nichts als realitätsferne „Projektionen“ hervorgebracht hätten. In den Händen der hier angetretenen „jungen Generation von Künstlern und Wissenschaftlern“ sollte das Projekt eines adäquaten Kulturtransfers nun endlich gelingen! Man möchte den zahlreich anwesenden Töchtern der indischen Oberschicht, deren Rolle im postkolonialistischen Diskurs Ruth Praver Jhabvala so treffend beschrieben hat<sup>2</sup>, und den von gegenseitigem Lob beflügelten FilmemacherInnen und KulturtheoretikerInnen natürlich nicht den Glauben an die eigene Bestimmung oder den Spaß nehmen, der von der erwähnten indischen Drehbuchautorin so nachdrücklich eingefordert wurde. Ein Teilaspekt der Veranstaltung, auf den ich mich im folgenden beschränken möchte, scheint mir aber doch einer ernsthaften Betrachtung wert. Problematisch wird die Sache nämlich da, wo man sich in postkolonialistischer Partylaune daranmacht, rund zweihundert Jahre wissenschafts- und ideengeschichtlicher Beziehungen zwischen Indien und Deutschland mit ein paar Bemerkungen abzufertigen, die man sich aus mitunter sehr zweifelhaften und immer sekundären bis tertiären Quellen zusam-

<sup>1</sup> Der Verfasser promovierte 1982 in Indischer Philologie und beschäftigt sich z.Zt. mit den Wegen und Abwegen des postorientalistischen / postkolonialistischen Diskurses über »deutsche Indologie«.

<sup>2</sup> RUTH PRAVER JHABVALA: *Out of India : Selected Stories*, London 1987.

mengesucht hat – und zuweilen noch als eigene Erkenntnis zum Besten gibt, zumindest bis man dabei ertappt wird. Phrasen wie “German orientalism” und “German romanticism” gingen den durchweg in englisch referierenden Teilnehmern leicht von der Zunge, bei gezielter Nachfrage zeigte sich jedoch sehr schnell ihre fast bodenlose Unkenntnis auf dem schwierigen Terrain. Um diesen peinlichen Eindruck zu verwischen, spielten sie die Bedeutung solcher Fragen für den eigenen Diskurs herunter oder verlegten sich auf die entschuldigende Beteuerung, daß man die großen Leistungen der “German orientalis” keinesfalls habe in Frage stellen wollen. Doch derlei Lob ist ebenso bedeutungslos wie die unsachgemäße Kritik, die damit entschuldigt werden soll, wenn die Sprecher so offensichtlich nicht wissen, wovon sie reden. Bei Rückfragen taten sie sich regelmäßig schwer, auch nur einen “German orientalist” namentlich zu nennen, auf den ihre weitreichenden Thesen über „Indien-Phantasien“ und „-Projektionen“ zutreffen sollten.

Bei dieser Gelegenheit darf vielleicht einmal höflich darauf hingewiesen werden, daß die Kenntnis der deutschen Sprache eine nicht ganz unwesentliche Voraussetzung für die Beurteilung der deutschen Geistesgeschichte im allgemeinen und der deutsch-indischen Geistesbeziehungen im besonderen ist. Daß es auf diesem Gebiet mit der Kenntnis des Deutschen allein aber noch nicht getan sein kann, bewiesen verschiedene Beiträge deutschsprachiger Protagonisten, die in dieser Hinsicht durchweg von ähnlicher Ahnungslosigkeit beseelt waren. Gemeinsames Merkmal solcher Diskurse ist die Unfähigkeit, wenn nicht der Unwille, etwa zwischen dem idealistischen Indienbild eines Herder oder Schopenhauer, den Indienphantastereien in Thea von Harbous *Indischem Grabmal* (einschließlich dreier Verfilmungen) und den Ergebnissen einer fast zweihundertjährigen wissenschaftlichen Beschäftigung mit indischen Sprachen, Literaturen, Religionen und Kulturen zu unterscheiden. Das durch solche Vermischung entstandene Gebräu wurde, ohne jedes Bemühen um Spezifizierung der Zutaten, unter der Bezeichnung “German orientalism” in reichlichen Mengen ausgedient. Welch bedenkliche Folgen der übermäßige Genuß dieses Rauschgetränks haben kann, belegt beispielhaft folgender Satz aus dem Begleitband: „Orientalistische Gelehrte betrachteten den Orient gewöhnlich als minderwertig, mysteriös, despotisch, sinnlich – sexuell verfügbar wenn weiblich und sexuell bedrohlich wenn männlich“<sup>3</sup>. Solange der Schweizer Koautor dieser Zeilen, Vizenz Hediger, solch groteske Ansichten nur vom Lehrstuhl seiner Stiftungsprofessur an der Ruhruniversität Bochum verkündet, mag der Schaden sich vielleicht noch in erträglichen Grenzen halten. Daß der mit öffentlichen Mitteln publizierte Begleitband solch gemeingefährlichen Unsinn nun auch in Indien verbreitet, verleiht der Sache jedoch eine gänzlich andere Dimension.

Hier zeigen sich die fatalen Folgen der hauptsächlich von Edward Said zu verantwortenden, mutwilligen Pervertierung des Begriffs „Orientalismus“, an der sich vornehmlich diejenigen berauschen, die, wie Said selbst, allenfalls nebulöse Vorstellungen von Orientalistik (im nicht pervertierten Sinne) haben. Daß sie sich dennoch nicht nur autorisiert fühlen, pauschale Urteile über „Orientalismus“ abzugeben, sondern sich gar zu Vermittlern »interkultureller Kompetenz« aufschwingen, wirft ein bezeichnendes Licht auf das intellektuelle Milieu, aus dem solche Vermessenheit erwächst. Einem indischen Referenten, Sumit Sarkar, nach eigenem Bekunden marxistischer Historiker, gelang das Kunststück, sowohl die nationalsozialistische Rassenpolitik als auch die Vorstellungen heutiger Hindu-Fundamentalisten in einen ursächlichen Zusammenhang mit den angeblichen “right-wing writings” der “German orientalis” zu rücken. Seine Erkenntnisse über die angebliche *NS-connection* waren ohne Ausnahme einer sekundären Quelle entlehnt, was er selbst offenbar nicht für erwähnenswert hielt, in der anschließenden Diskussion aber auf Nachfrage großzügig einräumte. Da sich ähnliche »Anleihen« auch in anderen Beiträgen finden, wäre dies kaum der Rede wert, handelte es sich dabei nicht um die höchst umstrittenen Thesen des amerikanischen Postorientalisten Sheldon Pollock, dessen zweifelhafte Spekulationen dem größtenteils fachfremden Publikum als Fakten präsentiert wurden. Für den Brückenschlag zum Hindu-Fundamentalismus mußte, wie

3 Ich gebe hier eine wörtliche Übersetzung des englischen Originals (Begleitband, S. 100). Die mitgelieferte Übersetzung (ebendort, S. 290) weicht beträchtlich vom Original ab.

im postorientalistischen Diskurs inzwischen üblich, der in diesen Kreisen häufig kritisierte, aber selten gelesene und noch seltener verstandene Friedrich Schlegel erhalten. Am Beispiel seines Essai *Über die Sprache und Weisheit der Indier* von 1808 läßt sich zeigen, daß ein Diskurs über "German orientalism" nicht ausschließlich anhand englischer Übersetzungen zu führen ist, sondern auch den Rückgriff auf die deutschsprachigen Originaltexte verlangt. Die verschiedentlich zitierte englische Übersetzung des Schlegelschen Essais von 1808 erschien erst über vierzig Jahre später (1849) und ist stark geprägt vom britischen Rassendiskurs jener Zeit, der mit den Schriften J.C. Prichards und anderer gerade einen Höhepunkt erreicht hatte. So wird in englischer Übersetzung aus Schlegels „germanischen Stämmen“ unter der Hand eine "Teutonic race"<sup>4</sup>. Dazu ist zweierlei anzumerken: Zum einen hat F. Schlegel sich mit Nachdruck gegen die Anwendung des Begriffs »Rasse« auf die menschliche Spezies ausgesprochen, zum anderen faßte er den Begriff »germanisch« sehr viel weiter als seine postorientalistischen Kritiker ihm zugestehen möchten. Tatsächlich schließt „germanisch“ hier die Sprecher fast aller Sprachen ein, die wir heute als »indogermanisch« oder »indoeuropäisch« bezeichnen. Die postorientalistischen Versuche, Schlegels Ansichten ins Zwielflicht rassistischer Ideologien zu rücken, beruhen ausnahmslos auf der – nachweisbar falschen – Prämisse, daß »germanisch« bzw. »Teutonic« mit »deutsch« gleichzusetzen sei. Gleichzeitig wird Schlegel damit eine Ineinssetzung von Sprache und Rasse unterstellt, die er selbst nie vertreten hat und die in der deutschen Orientalistik nie eine nennenswerte Bedeutung erlangte, im Gegensatz zu England, wo sie als *comparative philology* schon lange vor dem bereits genannten J.C. Prichard fest etabliert war. Daß im Begleitband verschiedentlich *comparative philology*, also die Verbindung von Philologie und Ethnologie, ausgerechnet mit "German orientalism" in Verbindung gebracht wird, ist ein Beispiel für die Projektion englischer Verhältnisse auf Deutschland, die sich kaum vermeiden läßt, wenn es schon an der sprachlichen Kompetenz mangelt, englische Übersetzungen anhand der deutschen Quellen zu überprüfen – von dem Mangel an orientalistischer Fachkompetenz ganz zu schweigen. Doch auch der von 1846 bis zu seinem Tode (1900) in England wirkende und leichter zugängliche, weil vornehmlich in englisch publizierende Indologe und Religionswissenschaftler Friedrich Max Müller hat zeitlebens großes Gewicht auf die Trennung von sprachlicher und ethnischer Verwandtschaft gelegt. Dies konnte seine postorientalistischen Kritiker vornehmlich britischer Provenienz indessen nicht davon abhalten, ihn zu einer Art teutonischem »Erfinder der arischen Rasse« zu stilisieren, wengleich diese schon längst »erfunden« war, wie unter anderem Prichards Schriften aus den 1840-er Jahren belegen. Neben vielem anderen Vorgestanzten haben auch einige postorientalistische Platitüden über Müller Eingang in den Begleitband gefunden, ohne daß deren Herkunft immer genannt würde. Nur eines sucht man darin vergebens, nämlich die Auseinandersetzung mit auch nur einem Werk, das ohne jeden Vorbehalt der wissenschaftlichen Beschäftigung mit Indien, sprich: der Indologie, zugeordnet werden könnte. Dabei hätte man doch gern gewußt, welche Art „historischer Phantasmen“ die postorientalistischen Import-Export-Agenten in Grammatiken, Wörterbüchern, Texteditionen und anderem indologischen Schrifttum ausgemacht haben wollen – sofern sie solches denn zur Hand genommen hätten. Darüber Auskunft zu geben, erwiesen sich alle befragten Akteure gänzlich außerstande.

Trotz des mit einigem Nachdruck erhobenen wissenschaftlichen Anspruchs wurde auf diesem Festival nur leichte Kost verabreicht. *EU-India Economic Cross Cultural Programme* (ECCP) und *Hauptstadtkulturfonds* übernahmen die Rechnung für die postorientalistische Pilotparty, was immerhin zu belegen scheint, daß die Veranstaltung den zeitgemäßen Erwartungen der politischen Kreise entsprach. Die Hoffnung, daß von dort künftig auch Mittel für eine fundiertere Auseinandersetzung mit diesem vielschichtigen Themenkreis bereitgestellt werden könnten, besteht nicht. Wie dem Vorwort zu entnehmen ist, sah die EU-Evaluierungskommission schon bei dem hier erreichten Niveau das „Risiko“, das Projekt könnte zu "sophisticated" ausfallen. Zumindest diese Befürchtung dürfte nunmehr ausgeräumt sein.

4 Man vergleiche englische und deutsche Fassung des Schlegel-Zitats auf S. 31 bzw. 245 des Begleitbandes.